

GERHARD LANGER
Eitel ist der Tod



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

In Wien untersucht Michael Winter, Oberstleutnant bei der Kriminalpolizei, den rätselhaften Selbstmord einer jungen Studentin, als er zu einem hochbrisanten Fall gerufen wird: Der bekannte Sänger Heinz Hawlicek wurde tot in seiner Villa aufgefunden. Einbruchsspuren deuten auf einen Raubmord hin. Presse und Polizeiführung stürzen sich auf den Fall und drängen auf schnelle, lückenlose Aufklärung, schließlich war der Mann ein Idol der Wiener. Verzweifelt versucht Winter mit seiner Kollegin Julia Gartner, in beiden Fällen Licht in den Wust aus Eitelkeiten und Lügen zu bringen. Da stirbt eine weitere Studentin ...

Weitere Informationen zu Gerhard Langer sowie zu lieferbaren Titeln des Autors finden Sie am Ende des Buches.

Gerhard Langer

Eitel ist der Tod

Ein Wien-Krimi

GOLDMANN

Der Abdruck des Zitats aus »Karawane der Sehnsucht«
von Yvan Goll auf S. 379 erfolgt mit freundlicher Genehmigung des
Wallstein Verlags, Göttingen.
Yvan Goll. *Die Lyrik*. Hg. von Barbara Glauert-Hesse. Argon Verlag,
Berlin 1996. © Wallstein Verlag, Göttingen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht
zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der
Erstveröffentlichung verweisen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Juli 2019

Copyright © 2019 by Gerhard Langer

Copyright © dieser Ausgabe 2019 by

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: GettyImages/Julia Davila-Lampe

KS · Herstellung: kw

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48876-6

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Prolog

»HOPPE, HOPPE REITER, wenn er fällt, dann schreit er ...«

Der Teddybär auf ihrem Schoß scheint sie anzulächeln, ihrer Stimme zu lauschen, während seine plüschigen Beine im Rhythmus des alten Kinderliedes auf und nieder schwingen.

Ein Lächeln huscht über ihr Gesicht, ein flüchtiger Sonnenstrahl auf blasser Haut. Sie drückt den Teddy fest an sich und atmet tief durch, bevor sie vom Sofa aufsteht und die Fenster öffnet. Der Regen hat aufgehört, die Luft ist klar und frisch.

Sie geht eine Weile im Zimmer auf und ab. Sie mag diese Wohnung nicht, sie ist ihr zu dunkel, zu kalt. Er hat darauf bestanden, dass sie hier einzieht, weil ihn hier niemand kennt und er kommen und gehen kann, wann er will. Schließlich zahlt er die Miete. Fünfhundert Euro für 41 Quadratmeter in einem heruntergekommenen grauen Haus. Er hat die Einrichtung ausgesucht, günstige, zweckbestimmte Möbel, nichts Schnörkeliges, was sie so gern mag. Meist kommt er am späten Nachmittag, aber sie haben keine feste Abmachung. Sie schätzt die Stunden, in denen sie allein sein kann mit ihren Gedanken, ihren Gefühlen und Wünschen. Die übrige Zeit soll sie bereit

sein, erreichbar, willig und dankbar. Doch es könnte alles auch viel schlimmer sein. Wie damals zu Hause.

Manchmal macht er ihr sogar Geschenke, wenn sie sich auf seine Spiele einlässt. Wenn sie so tut, als törne der Schmerz sie an, als erregen die Demütigungen sie. Am Anfang war es schön gewesen, als er ihr ständig Komplimente machte, nicht oberflächlich und ausschließlich auf ihr Aussehen bezogen wie die anderen jungen Männer. Es schmeichelte ihr, wie er auf ihre Arbeiten einging und ihren Schreibstil lobte. Damals beflügelte er ihre Kreativität. Er war der erste Mann in ihrem Leben, der ihr das Gefühl gab, etwas Besonderes zu sein, der ihre Talente erkannte, ihre Leidenschaften spürte. Vor allem aber war er der Erste, der ihr von seinen eigenen Ängsten und seiner Traurigkeit erzählte. Der Erste – der Einzige –, in den sie sich je wirklich verliebte.

Es war so selbstverständlich, leicht und unentrinnbar gewesen. Die scheinbar zufälligen Berührungen, der erste verstohlene Kuss nach einem langen Gespräch in seinem Büro. Dann das erste richtige Date. Sie fuhren mit seinem Wagen zum Marchfelderhof, raus aus Wien. Sie erinnert sich, wie sie die dicke Speisekarte studierten, scherzten, lachten, viel zu aufgeregt waren, um das Essen zu genießen, den herrlichen Wein, der sie zu schnell betrunken machte. Auf der Rückfahrt streichelte er im Auto ihre Schenkel. Sie trug dieses wahnsinnig sexy rote Kleid. Ja, sie wollte es, sie war bereit, mit ihm zu schlafen. Sie bogen an einer Seitenstraße ab, blieben am Waldrand stehen. Lange Zeit hat sie sich eingeredet, dass es gut war, das erste Mal, dass es sich nicht falsch

anfühlte, als es wehtat, wie er sie an den Wagen drückte und ihr Inneres zu zerreißen schien. Aber an dem Abend fühlte sie sich benutzt, schmutzig, und gab sich selbst die Schuld. Sie war verstört gewesen, aber er beruhigte sie, umwarb sie mehr als vorher, erklärte ihr unermüdlich, wie wichtig sie für ihn sei und dass nur sie ihn verstehen würde. Worum sie sich redlich bemühte. Sie wäre die Einzige, mit der er offen sein, mit der er über sein Trauma reden könne, seine schreckliche Kindheit und seine geheimsten Wünsche. Ohne sie wäre er nichts, könne nicht atmen. Er würde sofort mit ihr zusammenziehen, mit ihr leben, wenn da nicht dieser kleine Haken in Form von einer Frau und einem Kind wäre, die er nicht verlassen könne. Seine Frau würde ihn ruinieren, ihm den Sohn wegnehmen.

Ab einem gewissen Zeitpunkt glaubte sie nicht mehr an die Illusion eines gemeinsamen Lebens, und irgendwann war es ihr sogar recht so. Heute kann sie nicht verstehen, was sie gehalten hat. Ob es der Irrglaube daran war, ihn von all seinen dunklen Neigungen heilen zu können, oder diese unerklärliche Anziehung, die er auf sie ausübte durch diese Verletzlichkeit, diesen Schmerz, den sie spüren konnte und den sie so gut aus ihrer eigenen Kindheit kannte?

Sie überlegt, wann sie begonnen hat, ihn widerlich zu finden, seit wann seine Berührungen sie anekeln, sein Atem bei ihr Brechreiz verursacht. Wenn er ihren Körper in Besitz nimmt, versucht sie, an etwas anderes zu denken. An ein fernes Meer, tosende Wellen, unendlich hohe Klippen. Sie will springen, von ganz oben. Aber

seine Hände halten sie fest, klammern sich an sie, bis er kommt, immer zu früh, bevor sie in den erlösenden Tod fallen kann. Es erschreckt sie, wie der Gedanke an Selbstmord sich quälend in ihr ausgebreitet und wie ein Ungeheuer Besitz von ihr ergriffen hat. Und dann ist da diese Müdigkeit. Sie ist so unvorstellbar müde.

Seit wenigen Wochen kennt sie den Grund dafür. In ihrem Bauch wächst ein Wesen heran, das ihr die letzte Kraft raubt. Sein Kind. Sie hat die Pille nicht vergessen. Irgendetwas ist schiefgelaufen. Vielleicht, weil sie sich so oft übergeben musste in letzter Zeit.

Seit Tagen denkt sie daran, ein Ende zu machen, und kann es nicht. Zweimal schon stand sie auf der Fensterbank, um in die Tiefe zu springen. Doch jedes Mal verließ sie der Mut. Eine Stimme in ihr rief sie zurück, laut genug, um sie den Tag überstehen zu lassen. Und dann, vorgestern, als er unerwartet vorbeikam, sie ins Schlafzimmer schob und ihr die Kleider vom Leib riss, da hat sie ihm gesagt, dass sie schwanger ist. Sie war überrascht, wie ruhig er blieb, obwohl sie sehen konnte, wie blass er wurde, und spürte, wie sich in seinem Inneren eine Spannung aufbaute, die sich jederzeit entladen konnte. Dann redete er lange auf sie ein. Die Worte zogen an ihr vorbei wie welke Blätter im Wind. Die einzigen Worte, die sie wahrnahm, waren »Abtreibung« und »Neuanfang«. Zwei Worte, die er so mühelos kombinierte, dass sie für einen Augenblick logisch erschienen. In seiner Stimme lag Sanftheit, seine Hände wanderten nicht fordernd über ihren Körper, sondern strichen die Tränen weich aus ihrem Gesicht. Mit einem Mal war die schöne

Illusion des Anfangs wieder da. Er blieb lange, hielt ihr Gesicht in seinem Schoß und sprach leise mit ihr. Nachdem er gegangen war, blieb ein Stück Hoffnung zurück, ein kleiner Spalt in ihrem düsteren Himmel, durch den ein schwacher Lichtschein drang.

Aber als sie heute vor der Klinik stand, wo alles »wieder in Ordnung gebracht« werden sollte, da war plötzlich alles anders. Ihre Müdigkeit war wie weggeblasen. Sie wusste mit einem Mal, dass sie niemals hineingehen würde.

Sie lässt sich auf das Sofa fallen und zieht den Teddybären wieder zu sich. Wie sie so dasitzt, mit dem Teddy aus ihrer Kindheit auf dem Schoß, hat sie keine Zweifel mehr, dass sie dieses Kind will und dass es ihr Kind sein wird, ganz allein ihr Kind.

»Hoppe, hoppe Reiter, wenn er fällt, dann schreit er.« Sie lässt den Teddy auf ihren Knien auf und nieder hüpfen. *»Fällt er in den Graben, fressen ihn die Raben.«* Sie bricht in schallendes Gelächter aus. *»Fällt er in den Sumpf, macht der Reiter plumps.«*

Plötzlich weiß sie, was sie tun muss. Wenn jemand fällt, dann nicht sie, wenn jemand schreit, dann nicht sie.

»Hoppe, hoppe, g'scheiter, wenn ER fällt, dann schreit ER. Schrei!«, brüllt sie den Teddy an, dann dreht sie seinen Kopf um und schleudert ihn in die Ecke.

Montag, 6. Mai

Tag 1

1

»VOM BALKON GESTÜRZT, Chef. Achter Stock. Kein schöner Anblick.«

Ich nehme mein Smartphone vom Ohr und werfe einen Blick auf das Foto, das meine Kollegin Julia Gartner mir eben geschickt hat. Ich sehe in die toten Augen einer jungen Frau und fühle für einen Moment diese Aussichtslosigkeit. Sie war Anfang zwanzig, eine hübsche, zierliche Person, deren Körper jetzt unnatürlich verrenkt auf dem Asphalt liegt. Ihr dichtes schwarzes Haar ist von Blut durchtränkt.

Mit einer Hand greife ich nach meiner Lederjacke, während ich mir mit der anderen wieder das Handy ans Ohr halte. »Julia, gibt es Hinweise auf Fremdeinwirkung?«

»Sieht nicht danach aus. Keine Kampfspuren. Wir mussten übrigens die Tür aufbrechen, ist ein selbstverriegelndes Schloss, und innen steckte der Schlüssel.«

»Unfall oder Selbstmord?«, frage ich doch etwas skeptisch nach.

Mir ist klar, dass statistisch gesehen bei dieser Fallhöhe eher von einem Selbstmord auszugehen ist. Bei über achtzig Prozent aller Stürze ab dem vierten Stock handelt es sich um Suizid.

»Ich weiß nicht, Chef. Zuerst dachte ich Selbstmord, aber irgendwas stimmt nicht.«

»Was meinst du?«

Julia ist eine verdammt gute Polizistin. Ich vertraue ihrem Instinkt und Wissen.

»Sie liegt nur einen Meter von der Senkrechten zur Absturzstelle, du weißt schon, Chef, die Statistik ...«

»Ja, Julia, ich ahne, was du meinst. Selbstmörder springen weg vom Haus, landen in einem größeren Abstand zur Senkrechten zur Absturzstelle. Gute Beobachtung.«

Ich bemühe mich, die Mitglieder unserer Mordgruppen nicht mit Lob zu überschütten, aber bei Julia mache ich gern eine Ausnahme. Sie hat einen messerscharfen Verstand und vor allem das Herz am rechten Fleck.

»Wir sind mit der Befragung der Nachbarschaft noch nicht durch, aber bislang gibt es keine Zeugen, Chef.«

Eigenartig, denke ich, wo es doch in Wien von lebendigen Überwachungskameras nur so wimmelt. Hat da nicht irgendjemand zufällig am Fenster oder auf einem der gegenüberliegenden Balkone gestanden und etwas beobachtet?

»Kein Abschiedsbrief?«, frage ich.

»Wir suchen, aber die Wohnung ist nicht gerade im besten Zustand, also eher Chaos, Chef. Warte mal.«

Während ich zum Auto gehe, höre ich, wie Julia im Hintergrund mit den Kollegen redet und Anweisungen gibt. Es dauert nicht lange, dann meldet sie sich wieder.

»Chef? Wir haben was.« Sie schweigt kurz. »Ein Blatt Papier ...« Dann gibt sie mir die Adresse durch.

Ich brauche knapp eine Viertelstunde mit dem Auto.

Die Leiche liegt im Innenhof einer großen Wohnhausanlage im 5. Bezirk, Margareten. Ich grüße die Kollegen, die ein paar Schaulustige zurückhalten, und nehme den Fahrstuhl in den achten Stock. Im Flur riecht es nach Kohl und Zwiebeln, Kreuzkümmel und Schimmel.

Julia erwartet mich an der Wohnungstür. Ich ziehe die Schutzkleidung an, ehe wir durch die Wohnung gehen. Ich folge Julia, die direkt auf den Schreibtisch zusteuert.

Auf dem Laptop liegt ein Blatt Papier. Darauf prangt in fetten roten Großbuchstaben *STIRB DAFÜR*.

Im Moment sieht es danach aus, als hätten wir hier einen Tatort.

»Die Spurensicherung muss den Laptop mitnehmen, klar. Ich will morgen wissen, was drauf ist. Außerdem muss das Handy der Toten ausgewertet werden. Wo ist es?«

»Wir haben keines gefunden, Chef.«

»Sucht weiter.«

Ich gehe auf den Balkon hinaus und sehe einen Stuhl und drei Terrakottatöpfe mit Kräutern. Basilikum, Rosmarin und Petersilie. Ein paar welkende Blätter kämpfen mit letzter Kraft gegen den Tod an. Ich glaube nicht, dass die Frau, die unten auf dem Asphalt liegt, vergessen hat, die Kräuter zu gießen. Vor meinem inneren Auge sehe ich sie auf dem Balkon sitzen und ihnen beim Sterben zusehen.

Ich gehe zurück in die Wohnung. Julia hat recht, hier drinnen herrscht Chaos. Der Schreibtisch ist übersät mit Zeitschriften, überall auf dem Boden liegen Kleidungsstücke verstreut, auch auf dem Sofa, wo sich zudem noch

Bücher stapeln. Auch vor den Regalen liegen Bücher, anscheinend achtlos herausgezogen und auf den Boden geworfen.

Hinter einer Plastikschiebetür befindet sich eine kleine Küche. Hier stehen leere und halbvolle Gläser, aber ich sehe keine Essensreste, keinen stinkenden Müllsack. Keine angeschimmelten Pizzareste, keine offene, verdorbene Milch. Der Kühlschrank ist bis auf eine Flasche Orangensaft leer. Die Frau, die hier lebte, war kein Messie, hat sich nicht über längere Zeit gehen lassen. Ja, sie hat ein paar Tage nicht mehr staubgesaugt, nicht gekocht und ihre Kleider verstreut. Irgendetwas ist passiert, vor Kurzem. Irgendein Erlebnis hat sie aus der Spur gebracht, hat ihr den Boden unter den Füßen weggezogen. Wären da nicht diese bedrohlichen Worte auf dem Blatt Papier, ich würde Suizid vermuten.

Ich gehe zurück ins Wohnzimmer. Ich unterdrücke mein Verlangen, die herumliegenden Bücher aufzuheben. In diesem Zustand kann ich mir nur ein verschwommenes Bild machen. Ebenso würde ich gern die Zeitungen auf dem Schreibtisch näher begutachten, aber ich darf nichts berühren, muss auf die Tatortgruppe warten.

Julia steht vor der Balkontür und beobachtet mich. Die Sonne lässt ihre kurzen, stacheligen, roten Haare leuchten.

»Was siehst du Julia?«, frage ich.

»Was ich sehe, Chef? Eine Frau, die es nicht mit dem Aufräumen hat.«

»Ehrlich, Julia. Was für eine Frau hat hier gewohnt?«

Sie denkt nach, weiß, dass ich die Frage ernst meine und nicht auf launige Antworten stehe.

»Sie hatte Geschmack, was ihre Klamotten betrifft.«

Ich nicke. »Was noch?«

»Sie hat studiert. Sehr viele Fachbücher.«

»Was hat sie studiert?«

»Irgendwas mit Literatur und Sprachen, Germanistik vielleicht und etwas mit Übersetzen.«

»Translationswissenschaften«, antworte ich.

»So heißt das? Wusste ich nicht. Jedenfalls hatte sie einen Migrationshintergrund.«

Ich wundere mich, woher Julia das weiß.

»Hm, Chef, ich weiß sogar, woher sie stammt. War gar nicht schwer zu erraten.«

Sie schweigt, will mich auf die Probe stellen.

»Bosnien«, sage ich und deute auf die aufgeschlagene Anthologie bosnischer Gedichte auf dem Schreibtisch.

»Sie ist Muslima, aber wahrscheinlich nicht besonders religiös.«

Julia zieht ein Gesicht, als sei sie enttäuscht.

»Du hast ihren Pass gesehen, stimmt's, Chef?«

Ich schüttele energisch den Kopf. »Nein, aber du.«

Sie lächelt. »Erwischt, Chef. Die Tote heißt Jelena Cavarusic. vierundzwanzig Jahre alt, geboren in Sarajevo. Woher wusstest du ...?«

»An der Wand da drüben hängt ein gerahmter Koranvers, vielleicht ein Familiengeschenk. Sie trug kein Kopftuch, ihre Kleidung ist westlich.« Ich ziehe mein Smartphone hervor und fotografiere ein anderes Bild an der Wand. »Das dürfte ihre Familie sein, Julia. Jelena und

ihre Geschwister, ein Bruder, eine Schwester, und ihre Mutter. Sie sind keineswegs konservativ religiös, kein Kopftuch, kein Bart. Das Foto ist in Wien aufgenommen worden, siehst du den Hintergrund?«

»Ja, das Belvedere.«

»Was ist hier passiert, Julia? Kannst du etwas spüren?«

Sie schweigt eine Weile, sieht sich noch einmal um.

»Zuerst Wut. Sie reißt die Bücher aus dem Regal, wirft ihre Kleider auf den Boden. Und dann ... Ich weiß nicht, vielleicht schreit sie, kriegt einen Heulkampf, der in endloser Erschöpfung endet, schläft ein, wacht auf und ...«

»Wartet?«

»Wartet.«

»Worauf wartet sie?«

»Auf den Tod? Auf den Zeitpunkt, an dem sie genug Mut hat, es zu tun.«

»Oder auf ihren Mörder.«

2

WÄHREND DIE TATORTGRUPPE ihre Arbeit macht und die Leiche sich auf dem Weg in die Gerichtsmedizin befindet, treffe ich im Café um die Ecke die Verwalterin des Wohnhauses, eine nervöse, solariumgebräunte Mittvierzigerin mit rot gefärbten Haaren.

Sie streckt mir eine Schmuck behangene Hand entgegen. »Herr Oberstleutnant Winter, nicht wahr? Hafner, Sieglinde Hafner. Ich bin so schnell gekommen, wie ich konnte. So etwas ist in den letzten zwanzig Jahren, seit wir die Häuser hier betreuen, nie passiert. Glauben Sie mir. Hier gibt es auch keine Einbrüche, ab und zu mal ein paar Nachbarschaftsstreitigkeiten, aber nichts, was der Rede wert wäre. Wir sind eine überaus seriöse Hausverwaltung und haben die besten Referenzen.« Sie überreicht mir ihre Visitenkarte.

Wir setzen uns an einen freien Tisch und bestellen einen kleinen Braunen.

»Frau Hafner, können Sie mir etwas über Jelena Cavarusic sagen? Ich meine ...«

Sie nickt betont verständnisvoll. »Natürlich. Sie brauchen die Unterlagen. Mietvertrag und so. Alles völlig korrekt. Frau Cavarusic hat regelmäßig gezahlt. Bei uns wohnen nur anständige Mieter und, ich brauche es

eigentlich nicht zu erwähnen, nur anständige Ausländer. Wir haben da ein Auge drauf. Wir nehmen nicht jeden. Diese Anlagen ...«

Ich verdränge den unangenehmen Gedanken an Frau Hafner beim Auswählen der zukünftigen Mieter und ermahne sie, wieder zum Thema zu kommen.

»Natürlich, verzeihen Sie, die Aufregung. Also, Frau Cavarusic ist hier seit November 2016 gemeldet. Damals hat sie wohl ihr Studium begonnen. Ich erinnere mich noch gut an sie. Eine sehr freundliche Person, etwas schüchtern, aber ein wunderbares Deutsch. Na ja, zweite Generation, Bosnienflüchtlinge. Wie gesagt, sie hat immer pünktlich ihre Miete bezahlt. Keinerlei Beanstandungen. Aber wie sie so war, kann ich natürlich nicht sagen, da müssen Sie die anderen Mieter im Haus fragen.«

Die Befragung hat Julia bereits in die Wege geleitet, und ich möchte dieses Gespräch schnellstmöglich beenden.

Frau Hafner übergibt mir eine Kopie von Jelenas Mietvertrag, und ich nutze die Gelegenheit, um mich zu verabschieden. Wir bezahlen die Rechnung, dann kramt Frau Hafner umständlich in ihrer Handtasche nach ihrem Autoschlüssel. Das bringt mich auf einen Gedanken.

»Frau Hafner, sagen Sie, kann man die Wohnungstür auch öffnen, wenn innen ein Schlüssel steckt?«

»Ja, kann man. Seit vorigem Jahr. Nachdem sich immer wieder Mieter ausgesperrt hatten, haben wir die Schlösser getauscht. Die neuen lassen sich auch öffnen, wenn ein Schlüssel innen steckt.«

»Und natürlich auch schließen.«

»Ja, natürlich.«

»Wie viele Schlüssel werden den Mietern ausgehändigt?«

»Normalerweise drei. Aber Frau Cavarusic wollte ausdrücklich nur zwei.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht. Ich habe es mir damals nur so notiert.«

Ich drücke Frau Hafner herzlicher die Hand, als ich es beabsichtigt habe. »Sie haben mir sehr geholfen«, sage ich und setze mein falschestes Lächeln auf, zu dem ich fähig bin. Sie erwidert es schamlos.

Ich muss aus dem stickigen Café raus und atme draußen die nicht weniger schlechte Luft an der stark befahrenen Reinprechtsdorferstraße ein.

Es gibt sicher einen Grund dafür, warum Jelena Cavarusic nur zwei Schlüssel haben wollte. Wahrscheinlich sollte ihre Wohnung ein Rückzugspunkt sein, reserviert für sie und vielleicht noch eine andere Person. Mir geht das Familienfoto in der Wohnung nicht aus dem Kopf. Ich betrachte das Bild auf meinem Smartphone. Im Hintergrund ist das Schloss Belvedere zu erkennen, das für Prinz Eugen von Savoyen als barocker Sommersitz errichtet wurde. Es ist eines der Wahrzeichen Wiens, berühmt für seine Kunstsammlungen, seine großartigen Gartenanlagen und ein geschichtliches Ereignis. Denn hier wurde 1955 der Österreichische Staatsvertrag unterzeichnet, durch den Österreich nach der Besatzung wieder zu einem souveränen demokratischen Staat wurde.

Die Cavarusics haben vor einiger Zeit diesen Platz für ein Familienfoto gewählt, auf dem alle lächeln, sogar die Mutter, deren Gesicht das harte Schicksal ganzer Generationen zu spiegeln scheint.

Irgendetwas stört mich, doch ich kann es nicht benennen.

Ich rufe Julia an, aber sie meldet sich nicht. Bestimmt klappert sie Jelenas Nachbarn ab. Aber sie beantwortet meine SMS, ob in der Wohnung noch ein Schlüssel gefunden wurde, mit einem klaren Nein und schickt mir außerdem die Telefonnummer und Adresse von Jelenas Mutter Ismeta Cavarusic. Frau Cavarusic wohnt in Wiens Donaustadt. Ich spüre ein Ziehen in der Magengegend, fühle eine Mischung aus Wut und Ohnmacht. Ich werde zum Todesboten, muss einem Menschen die Nachricht vom Tod seines Kindes überbringen. Ich habe eine Tochter. Ich will nicht einmal darüber nachdenken, was wäre, wenn ...

Die Fahrt auf den verstopften Straßen dauert eine trostlose Ewigkeit. Obwohl ich Zeit zum Nachdenken habe, fällt mir kein einziger Satz ein, der Frau Cavarusic trösten könnte.

Schließlich parke ich vor dem grauen Neubau, in dem Ismeta Cavarusic wohnt. Alles hier wirkt grau. Ich gehe den grau gepflasterten Weg zum Haus entlang und drücke den grauen Klingelknopf neben dem Namensschild. Die graue Eingangstür öffnet sich, ohne dass ich etwas durch die Sprechanlage höre. Ich nehme den grauen Lift in den grau gestrichenen fünften Stock und klopfe an Frau Cavarusics graue Wohnungstür.

Ismeta Cavarusic, eine grauhaarige Frau mit tiefen Augenringen und Sorgenfalten, trägt eine altmodische bunte Kleiderschürze und wischt sich die Hände mit einem Geschirrtuch ab, als sie mir öffnet.

»Sind Sie der neue Hausmeister? Ich habe Sie mir anders vorgestellt.« Sie sieht mir forschend in die Augen. »Nein, Sie sind nicht der Hausmeister. Sie sind von der Polizei, nicht wahr?«

Ich nicke. Offensichtlich hat sie Erfahrung mit Polizisten, woher auch immer. Sie geht ein paar Schritte zurück und lässt mich eintreten. In der angrenzenden Küche setzt sie sich auf einen der Stühle, bevor sie das Geschirrtuch weglegt.

»Es ist wegen Mesud, oder?«

Ich setze mich ebenfalls auf einen Stuhl und stelle mich vor. »Mein Name ist Winter, Michael Winter. Ich arbeite bei der Kriminalpolizei. Mesud ist Ihr Sohn?«

»Mein Sohn, ja. Mein Sorgenkind. Was hat er angestellt? Hat er wieder jemanden verprügelt?«

Ich schüttele den Kopf. Ich muss es rasch hinter mich bringen, sonst schaffe ich es nicht mehr.

»Frau Cavarusic, Sie haben eine Tochter, die Jelena heißt und im 5. Bezirk wohnt?«

Sie nickt. Ihre trüben Augen klaren auf. Mit einer Hand umklammert sie die Tischkante. »Was ist mit ihr, mit Jelena?«

»Sie ist tot. Es tut ...«

Sie steht auf, taumelt. Ich fange sie auf und sinke mit ihr zu Boden. Ihr Kopf liegt auf meinem Schoß, nur für ein paar Augenblicke. Dann kommt sie wieder zu sich,

will sich aufrappeln, doch sie bleibt nur kraftlos auf dem Küchenboden sitzen.

Ich gehe zur Spüle und fülle ein Glas mit Wasser. Sie hebt abwehrend eine Hand, nimmt das Glas dann aber doch und trinkt. Dann beginnt sie zu zittern und zu weinen.

Nachdem ich Frau Cavarusic zu dem Sofa im Wohnzimmer geleitet, den Notarzt verständigt, das Glas Wasser nachgefüllt und dazwischen ihre Hand gehalten habe, setzt sie sich auf. Sie lässt meine Hand los, wischt sich die Tränen aus dem Gesicht und fragt: »Warum?«

Sie sieht mich dabei nicht an. Mir scheint, sie erwartet keine Antwort. Vielmehr scheint sich in der Frage ihr eigenes Leben zu spiegeln, das von Schicksalsschlägen geprägt ist, deren Ausmaß ich nicht einmal erahnen kann.

Ich will gerade etwas sagen, als die Wohnungstür geöffnet wird. Ich streiche mein Sakko zurecht. Für alle Fälle halte ich meine Dienstmarke bereit. Eine hübsche Frau in Jeans, einem bunten T-Shirt und Sneakern kommt ins Wohnzimmer. Ihre Ähnlichkeit mit Jelena ist frappierend.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie ...?«

Ich zeige ihr meine Dienstmarke und will mich vorstellen, aber Frau Cavarusic kommt mir zuvor.

»Semina! Semina, es ist ...«

Wieder bricht sie in Tränen aus, wird blass im Gesicht und droht zu kollabieren. Ich hoffe, dass der Notarzt bald da ist, und fühle mich hilflos, wie ein morscher Baum an einem abschüssigen Hang. Ich lehne mich an den Tür-

rahmen. Semina ist zu ihrer Mutter geeilt. Die beiden sprechen in ihrer Muttersprache, weinen und halten sich in den Armen. Ich verlasse den Raum und schenke mir in der Küche ein Glas Wasser ein.

Nach einer gefühlten Ewigkeit erreicht mich der erlösende Anruf des Notarztes, der vor der Tür steht. Ich lasse ihn herein, erkläre ihm in wenigen Worten die Sachlage und hoffe, dass Frau Cavarusic die Hilfe akzeptiert.

Einige Zeit später kommen Semina und der Arzt in die Küche. Er verabschiedet sich von mir mit einem Nicken und einem schlaffen Händedruck. Semina schenkt eine klare Flüssigkeit aus einer Flasche in zwei große Schnapsgläser. »Šljivovica«, sagt sie.

Wir trinken schweigend.

Ich muss ihr einige Fragen stellen, aber ich schaffe es nicht. Seminas Augen sehen ins Leere. Sie zittert, schenkt sich einen zweiten Schnaps ein. Ich bin froh, dass sie mich nicht fragt, ob ich auch noch einen trinken will. Ich habe längst aufgehört, die Verzweiflung mit Alkohol zu vertreiben. Ich weiß, dass er alles zerstört, nur nicht die Vorwürfe, den Selbsthass und die Trauer.

Ich breche das Schweigen und beginne so behutsam wie möglich den Sachverhalt zu schildern, verschweige jedoch das Blatt Papier, das wir auf Jelenas Laptop gefunden haben. Ich will wissen, ob Jelena selbstmordgefährdet war.

Semina weicht meinem Blick aus. »Sie hat sich nicht umgebracht. Das hätte sie unserer Mutter nie angetan. Mutter leidet an Depressionen.«

Ich nicke. »Ich habe mir so etwas gedacht.«

Ich sehe das Foto in Jelenas Wohnung vor mir, die traurigen Augen der Mutter, die sich ein Lächeln abringt.

»Hat Jelena sich in letzter Zeit verändert? Gab es irgendein Anzeichen, dass etwas passiert sein könnte?«

Wieder kommt lange keine Antwort. Ich merke, wie sehr Semina sich bemüht, ihre Emotionen zu kontrollieren.

»Ich weiß nicht«, sagt sie dann. »Wir haben telefoniert, ab und zu. Sie hat ihr eigenes Leben gelebt.«

Sie fixiert den Schnaps vor sich, driftet augenscheinlich in Gedanken ab. Ich hole sie zurück.

»Semina, darf ich Semina sagen?«

Sie nickt.

»Ich weiß, wie schwer das ist, aber bitte konzentrieren Sie sich. Wann hatten Sie in den letzten Tagen Kontakt?«

Diesmal kommt die Antwort schneller.

»Ich bin beruflich sehr eingespannt. Ich arbeite für eine internationale Spedition. Die letzte Woche war sehr stressig. Am Abend, wenn ich nach Hause komme, muss ich mir Zeit für Mutter nehmen. Es ist nicht immer leicht mit ihr. Am Freitag habe ich Jelena angerufen, wir haben nur kurz gesprochen. Sie war irgendwie anders als sonst, nervös. Wir haben uns verabredet, für heute, aber ...«

Sie versucht, die Tränen zurückzuhalten.

»Wir haben kein Handy in Jelenas Wohnung gefunden«, sage ich, nachdem sie die Fassung zurückerlangt hat.

»Jelena besaß eines, ein Prepaidhandy. Sie hatte

immer Angst, dass jemand mithört. In dieser Sache war sie eigen, ein wenig paranoid.«

Semina fängt an zu weinen. Ich spüre mehr als nur Trauer um ihre Schwester. Es ist ein schicksalhaftes Band, das zerrissen wurde und das nicht nur aus guten Erlebnissen geflochten war.

»Semina, hatte Jelena einen Freund?«

Sie wird plötzlich nachdenklich. Erneut schenkt sie sich einen Schnaps ein, aber sie trinkt ihn nicht hastig, sondern nimmt nur einen kleinen Schluck und schiebt dann das Glas von sich. Eine gute Entscheidung.

»Da war mal was«, sagt sie leise, »aber das ist schon einige Zeit her.« Dann schweigt sie.

Nach einem Moment frage ich nach. »Sie haben keine Ahnung, um wen es sich gehandelt haben könnte?«

Sie schüttelt den Kopf. »Keine Ahnung. Sie hat ein großes Geheimnis um ihn gemacht. Jedenfalls waren wir froh, als es vorbei war.«

»Verzeihen Sie, aber es fällt mir schwer zu glauben, dass eine junge Frau, die so hübsch ... also dass jemand wie Jelena ...«

Ich finde nicht die richtigen Worte und entdecke den Anflug eines Lächelns bei Semina, aber es weicht schnell wieder der Trauer.

»Ja, hübsch war sie, meine Schwester, sehr hübsch. Während der Schulzeit war ein Junge schrecklich in sie verliebt.«

»Was war mit ihm?«

»Er war nicht der Richtige.«

»Nicht der Richtige? Was meinen Sie?«

»Er hat nicht zu ihr gepasst, ganz einfach.«

Sie verschweigt mir etwas. Ich muss an Zwangsehe und fesselnde Familienbande denken, aber Semina holt mich auf den Boden der Tatsachen zurück.

»Jelena war gläubig. Genau wie unser Bruder. Aber sie war sehr wählerisch. Sie wollte keinen Macho, keinen, der seiner Frau ein Kopftuch aufzwingt oder sie ans Haus fesselt.«

Ich versuche zu verstehen. Ich habe Jelena für nicht besonders gläubig gehalten, weil sie sich westlich kleidete, und nun erklärt mir ihre Schwester, dass ich genau mit dieser Annahme in eine Vorurteilsfalle getappt bin. Semina scheint meine Gedanken zu ahnen.

»Siebzig Prozent aller muslimischen Frauen tragen kein Kopftuch, das heißt aber nicht, dass sie nicht gläubig wären. Jelena hat Arabisch gelernt, den Koran und die Hadithe gelesen.«

Ich frage mich, warum Semina so weit ausholt, um meine Frage nach einem Mann zu beantworten, der in Jelenas Leben eine Rolle gespielt haben mag. Aber ich unterbreche sie nicht, sondern lasse ihr Zeit, zumal das Reden sie zu beruhigen scheint.

»Sagen wir, dass Jelena bestimmte Vorstellungen hatte, die zumindest die Wiener muslimische Community nicht erfüllen konnte.«

Es klingt fast trotzig aus Seminas Mund. Ich spüre, dass etwas nicht stimmt. Ich würde gern in tieferes Wasser waten, aber Semina lenkt ab und verharmlost, will mir die sumpfige Grube voller Krokodile als einfachen Teich verkaufen. Weil ich nicht weiter-

komme und mein Unbehagen zunimmt, wechsele ich das Thema.

»Semina, haben Sie einen Schlüssel für die Wohnung von Jelena?«

Für einen Augenblick habe ich den Eindruck, als habe sie mich nicht gehört. Ihr Blick wirkt abwesend, dann antwortet sie: »Einen Schlüssel für ihre Wohnung? Nein, wieso?«

Ich nehme zur Kenntnis, dass Jelena und ihre Schwester definitiv nicht alles miteinander geteilt haben.

»Und Mesud hatte wohl auch keinen Schlüssel?«, frage ich ins Blaue.

Ihr Gesicht versteinert, und ich sehe, wie sie die rechte Hand zu einer Faust ballt. Ich warte die Antwort nicht ab.

»Ich würde gern mit Ihrem Bruder Mesud sprechen, Semina. Ihre Mutter hat da so Andeutungen gemacht ...«

Die Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen.

»Ich weiß nicht, welche Andeutungen Sie meinen, aber meine Mutter hat gerade erfahren, dass ihre Tochter tot ist. Da sollten Sie nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen. Und im Übrigen weiß ich nicht, wo Mesud sich gerade aufhält. Wir haben nicht das beste Verhältnis. Vielleicht weiß es meine Mutter, aber da werden Sie sich gedulden müssen.«

Ich merke, dass es keinen Sinn hat, jetzt auf Antworten zu bestehen, aber ich lasse mich auch ungern zum Narren halten.

»Semina, ich will mit Ihrem Bruder reden. Und ich werde ihn finden, mit oder ohne Ihre Hilfe.«

Ich notiere ihre Handynummer, die sie mir zögerlich gibt, und lege meine Visitenkarte auf den Tisch, bevor ich mich verabschiede. Noch bevor die Tür hinter mir ins Schloss fällt, höre ich, wie Semina bitterlich zu weinen beginnt.

3

IM LIFT STELLE ich fest, dass es eine gute Idee gewesen ist, mein Smartphone auf lautlos zu stellen. Zehn Anrufe werden angezeigt, die Mailbox quillt über. Ich überlege, ob ich zuerst Sandra Roiss, die Staatsanwältin, zurückrufen soll, was vernünftig wäre, entscheide mich aber für meinen Kollegen, Chefinspektor Erwin Berger, den Leiter einer unserer Mordgruppen und einen treuen Freund. Er meldet sich fast vor dem ersten Läuten.

»Na endlich, Michael. Wo bist du? Weißt du, was hier los ist? Hat dich die Staatsanwältin mittlerweile erreicht? Sie versucht es seit zwei Stunden.«

Ich habe so eine Ahnung, dass es nichts mit dem möglichen Selbstmord von Jelena Cavarusic zu tun hat.

Das letzte Mal, dass ich mit Staatsanwältin Roiss zu tun hatte, ist noch nicht allzu lange her. Der Mord an Exminister Klaus Windisch sitzt mir noch immer in den Knochen, sein Mörder wartet momentan auf den Prozess.

»Ist etwa schon wieder ein ehemaliger Politiker umgebracht worden?«, frage ich, aber Berger hat kein Verständnis für meine, zugegeben schlechten, Späße.

»Du solltest deinen Arsch hierherbewegen, Michael. Der Hawlicek ist tot.«

»Wer?«, schreie ich ins Telefon. Der Handyempfang im Erdgeschoss ist erbärmlich.

»Der Hawlicek.« Jetzt schreit auch Berger. »Der Heinz Hawlicek, also *der* Hawlicek. Du weißt schon, ›Wien, meine Liebe ...‹«, trällert er.

Langsam begreife ich. »Du meinst den Wienerliedsänger? Der muss doch schon neunzig sein. Was ist passiert?«

»Zweiundneunzig«, verbessert mich Berger. »Aber er ist nicht an Altersschwäche gestorben.«

»Sag jetzt nicht, dass er ermordet worden ist, Erwin, bitte.«

Alles Flehen hilft nichts.

»Vielleicht, nicht sicher. Ruf die Staatsanwältin an und komm endlich her.«

Er legt auf. Ich verlasse das graue Gebäude und bewege mich zu meinem Wagen, der gerade von einer streng dreinblickenden Uniformierten umrundet wird. Als sie mich sieht, drückt sie mir das Strafmandat mit einem kalten Lächeln in die Hand, das ich ebenso emotionslos erwidere. Ich wähle die Nummer von Sandra Roiss. Insgeheim hoffe ich, dass ich das Besetztzeichen höre, aber sie hebt sofort ab.

»Herr Oberstleutnant, wo sind Sie? Warum kann ich Sie nicht erreichen? Ich erinnere mich nicht, dass Sie Urlaub hätten.«

Bei ihrer jetzigen Gemütsverfassung hat es keinen Sinn, ihr zu erklären, wie ich meine Arbeit mache.

»Es ist wegen *dem* Hawlicek«, sage ich.

»Genau, lieber Herr Oberstleutnant, wegen *dem* Haw-

licek.« Sie dehnt das »dem« noch stärker als ich. »Der Hawlicek ist heute Mittag tot in seiner Villa in Döbling aufgefunden worden.«

Sie macht eine kurze Pause, aber nachdem ich schweige, fährt sie fort: »Er lag auf seinem Sofa. Ihre Kollegen haben auf dem Couchtisch daneben Tabletten und diverse Pulver gefunden. Nicht irgendwelche Herzmittel oder Ähnliches, nein, Antidepressiva und Drogen, Winter, Drogen. Höchstwahrscheinlich Amphetamine.«

»Wollen Sie damit sagen, dass der Mann an einer Überdosis Speed gestorben ist?«

Sie räuspert sich. »Wir können es zumindest nicht ausschließen, solange wir nichts Genaueres durch die Gerichtsmedizin erfahren haben. Aber das ist noch nicht alles.«

Wieder macht sie eine Pause, diesmal quälend lange.

»Ihre Kollegen«, sagt sie schließlich, »haben ihn deshalb gefunden, weil sie einen anonymen Anruf erhalten haben. Wahrscheinlich von irgendwem aus der Nachbarschaft. Bei Hawlicek ist eingebrochen worden. Und seine Leiche weist eine Kopfwunde und Würgemale auf.«

Ich ahne, was sie mir gleich erzählen wird. Am Ende aller Versionen, die sie mir umständlich darlegt, steht in Großbuchstaben MORD.

»Es ist nicht auszuschließen, dass Hawlicek die Einbrecher überrascht hat und deshalb umgebracht wurde.«

»Spekulation«, erwidere ich wenig freundlich, weil mir dieser Fall so gar nicht in den Kram passt.

»Bis uns die Gerichtsmedizin etwas anderes sagt, ist es Ihr Fall«, beharrt die Staatsanwältin.

»Und was ist mit dem wahrscheinlichen Mord in Margareten?«, platze ich heraus. Wieder ist es einen Augenblick still am anderen Ende. Dann kommt ein zögerliches: »Ach, ich weiß schon, Ihre Frau Gartner hat schon alle hier aufgescheucht. Sehr bedauerlich, Herr Winter, sehr bedauerlich. Aber erstens ist es keineswegs sicher, dass es sich bei dem Fall in Margareten um Mord handelt, und zweitens haben Sie drei hervorragende Mordgruppen. Ich wüsste nicht, dass in einem solchen Fall Sie selbst ...«

Ich weiß, worauf sie hinauswill. In der Regel geht ein leitender Offizier nicht selbst auf die Straße, um einen Mörder zu jagen. Dafür gibt es die Mordgruppen unter der Leitung erfahrener Chefinspektoren. Nur manchmal werden Ausnahmen gemacht, zum Beispiel, wenn ein ehemaliger Minister ermordet wird oder eben ein im ganzen Land bekannter Wienerliedsänger.

Ich möchte etwas erwidern, aber mir fällt kein schlüssiges Argument ein, warum ich glaube, dass es mit Jelena Cavarusics Tod eine besondere Bewandnis hat. Ich kann nicht gut über meine Intuition sprechen, schon gar nicht mit der Staatsanwältin, also beende ich das Gespräch mit einem gemurmelten Gruß und einem deutlich hörbaren Seufzen.

In meinem Büro im Landeskriminalamt erwartet mich Berger mit einem Lächeln und einem Ordner, den er hochhält.

»Ich wusste, dass du ihn hast«, sagt er. »Ungeklärte Fälle von Drogentoten im Prominentenmilieu. Hast du mal gesammelt.«

Ich erinnere mich nur dunkel an den zweifelhaften Selbstmord eines Gitarristen einer bekannten Band. Es war vor dem Tod meiner Frau, vor meinen Alkoholexzessen und meiner Wiederauferstehung gewesen.

»Lieber Erwin«, erwidere ich betont freundlich, »wenn du dich schon in meinem Büro breitmachst, dann kannst du mir auch gleich mehr über den Fall Hawlicek sagen.«

Er seufzt, dann legt er den Ordner auf den Schreibtisch, lässt sich in einen der bequemen Stühle fallen und beginnt zu erzählen.

»Der Hawlicek lebte sehr zurückgezogen in seiner Villa in der Kaasgrabengasse. Seine Frau ist seit fünfzehn Jahren tot, er hatte keine lebenden Verwandten, bis auf eine Nichte, die aber nicht in Österreich lebt. Gemeldet ist sie in Berlin. Wir haben schon versucht, sie zu erreichen, bislang aber ohne Erfolg. Wer den anonymen Anruf getätigt hat, wissen wir noch nicht, wahrscheinlich einer der Nachbarn, aber da sind wir dran. Gefunden haben Hawlicek zwei Kollegen von der Inspektion Hohe Warte. Haben uns gleich informiert. Der Einbrecher ist durch ein eingeschlagenes Fenster ins Haus gekommen. Der Hawlicek lag im Wohnzimmer auf der Couch. Vielleicht hat er ein Nickerchen gemacht und ist dann aufgeschreckt, als er das Klirren der Fensterscheibe hörte. Vielleicht hat er Anstalten gemacht, sich zu wehren, und der Eindringling hat ihm eins übergezogen. Aber an der Kopfwunde ist der Hawlicek definitiv nicht gestorben. Der Einbrecher ist wieder durch das Fenster abgehauen. Es gibt eindeutige Schuhabdrücke im Beet

vor dem Fenster sowie drinnen, weshalb wir auch von nur einer Person ausgehen. Fingerabdrücke und DNA dauern noch, du weißt schon. Die Fahndung nach dem Einbrecher läuft natürlich. Ob was gestohlen wurde, können wir auch noch nicht genau sagen. Sieht aber eher nicht so aus. Ich glaube, der war überrascht, dass jemand im Haus war, und hat mit Panik reagiert. Also kein kaltblütiger Verbrecher. Aber das ist nur eine Vermutung oder Intuition, wie du es nennen würdest.«

Berger lächelt. Ich lasse die Bemerkung über Intuition unkommentiert.

»Und die Presse?«, frage ich. »Hat die schon Wind von der Sache bekommen?«

Er nickt. »Eh klar. Das war nicht zu vermeiden.« Bevor ich auch nur eine Regung zeigen kann, die so etwas wie Sorge oder Ärger signalisiert, ergänzt er: »Die Pressesprecherin hat alles im Griff.«

Ich ringe mir ein Lächeln ab.

»Ich nehme an, sie erzählt nichts über Hawliceks Drogenkonsum?«

»Natürlich nicht.«

»Dann kann ich im Moment nichts tun, oder?«, frage ich und öffne langsam die Bürotür.

Berger sieht mich mit einem Blick an, der keiner Worte mehr bedarf, und macht sich mit dem Ordner aus dem Staub. Ich schließe die Tür leiser als gewöhnlich und setze mich an meinen viel zu großen Schreibtisch. Während ich Hawlicek für einige Augenblicke verdränge, muss ich an die junge Jelena Cavarusic denken. Ich nehme das gerahmte Foto meiner Tochter in

die Hand, das ich von ihr zu Weihnachten geschenkt bekommen habe, und betrachte es mit Wehmut. Jelena war etwa gleich alt.

Auf meinem Handy scrolle ich durch die Fotos, die ich heute in ihrer Wohnung aufgenommen habe. Das Familienfoto. Jelena sieht fröhlich aus, ihr Lachen ist offen und unverkrampft. Neben ihr steht Mesud. Jetzt fällt es mir auf. Er hat eine Hand auf ihre Schulter gelegt. Ist es eine Geste des Beschützens oder der Kontrolle? In jedem Fall will ich mit ihm sprechen.

Ich finde Mesud ziemlich schnell im Elektronischen Kriminalpolizeilichen Informationssystem, kurz EKIS, und wundere mich bald nicht mehr über die Reaktion seiner Mutter, als sie mir öffnete. Gegen Mesud ist vor einigen Jahren Anzeige wegen schwerer Körperverletzung erstattet worden. Er hat ein halbes Jahr bekommen und scheint sich im Gefängnis zum strenggläubigen Muslim gewandelt zu haben. Dass er danach offensichtlich auch Kontakt mit meinen Kollegen vom Verfassungsschutz hatte, deutet darauf hin, dass er sich wahrscheinlich im Umfeld von radikalen Gruppen der Islamistenszene aufhielt. Zu weiteren Recherchen komme ich nicht, weil mein Vorgesetzter und Freund Oberst Ludwig Prantl mit einer dampfenden Tasse Kaffee in der Tür steht.

»Ich dachte, die könntest du brauchen«, sagt er und stellt mir die Tasse auf den Tisch. »Und danach lies das hier bitte. Ich habe sehr schlechte Nachrichten.«

Umständlich nestelt er ein mehrfach gefaltetes Blatt Papier aus der Hosentasche, streicht es notdürftig glatt

und streckt es mir entgegen. Meine Vermutung, dass es sich nicht um die erste Seite seiner schon lange angekündigten Memoiren handelt, bestätigt sich.

Es ist eine Todesanzeige. Ich überfliege sie. Hofrat Oberst Mag. Franz Sedlacek, stellvertretender Leiter des Landeskriminalamtes Wien, Leiter des Ermittlungsdienstes im Ruhestand ... plötzlich und unerwartet ... in tiefer Trauer seine Witwe Gerda, seine Kinder ...

»Sedlacek?«, frage ich. »Dein Vorgänger. Der war doch nie krank. Dem hätte ich noch etliche Jahre gegeben.«

»Ich auch, Michael«, stimmt Prantl zu. »Plötzliches Herzversagen, hat seine Frau gesagt. Sie ist am Boden zerstört. Die beiden waren ein Herz und eine Seele, mehr als fünfzig Jahre lang. Sedlacek war erst vierundsiebzig.«

»Ich erinnere mich gut an ihn, ein Querkopf, stur bis zum Letzten, hat nie aufgegeben.«

Prantl lächelt. »Ja, so war er. Ich habe viel von ihm gelernt. Wie er Geständnisse aus Verdächtigen herausgekitzelt hat, ganz subtil. Ein absoluter Profi. Manchmal habe ich Gänsehaut bekommen, wenn er einen Schläger in einer Viertelstunde zum Weinen gebracht hat, ohne jegliche Androhung von Gewalt, ohne Kraftausdrücke, mit leiser Stimme. Sehr beeindruckend.«

Eine Weile schweigen wir, hängen unseren Gedanken an einen Polizisten der alten Schule nach. Dann erlöst uns Prantl zu meiner Erleichterung aus der beginnenden Wehmut, die gespeist ist aus Erinnerungen und Ängsten vor der eigenen Endlichkeit.

»Das Begräbnis ist am Freitag. Wir werden alle hingehen und ihm die letzte Ehre erweisen.«

»Ja, das werden wir.«

»Da ist noch etwas, Michael. Hier.«

Prantl reicht mir ein zweites, noch stärker zerknülltes Papier. Schon der Briefkopf *Gerichtsmedizin, Sensengasse 2, 1090 Wien* lässt nichts Gutes erahnen. Aber es ist nicht der Bericht zum Tod von Hawlicek, was mich ebenso nicht wundert, weil selbst in Wien die Forensiker nicht zaubern können und eine ordnungsgemäß durchgeführte Leichenschau eben ihre Zeit braucht. Ich überfliege die Zeilen und lese sie nicht nur mit Bedauern, sondern mit einem beklemmenden Gefühl des Abschieds, als würde ein enger Freund von mir auf unbestimmte Zeit in die Ferne reisen.

»Ich vermisse Meyer jetzt schon«, sage ich zu Prantl.

»Ich auch. Er übernimmt die Leitung der Forensik in Innsbruck. Sein Freund lebt dort. Die beiden sind eine Ewigkeit gependelt. Ich kann seine Entscheidung zu gehen verstehen.«

Dr. Hartmut Meyer, der Chef der Gerichtsmedizin, war uns lange Zeit Weggefährte und Freund. Ein kritischer Geist, stets besonnen und wachsam, nie hektisch, chaotisch, zynisch oder anderweitig skurril, nur sein Hang zu schweren orientalischen Düften war gewöhnungsbedürftig.

»Wer obduziert jetzt Hawlicek?«, frage ich, obwohl mir klar ist, dass Meyer keineswegs der einzige Mitarbeiter der Gerichtsmedizin war. Gleichwohl war er besonders. Er vermied jede Routine, weil er wusste, dass sich dadurch Fehler einschlichen, und blieb skeptisch, wenn Antworten zu einfach und bequem waren. Er fand das

sprichwörtliche Haar in der Suppe und machte es uns damit leichter, Tätern das Handwerk zu legen. Er wird uns sehr fehlen.

»Die Gerichtsmedizin hat eine neue Leiterin, noch interimistisch, aber sehr ehrgeizig, sagt man. Sie soll sich um Hawlicek reißen«, antwortet Prantl mit einem Unterton, der zwischen Zweifel und Misstrauen angesiedelt ist. »Vielleicht sollten wir ihr Gesellschaft leisten?«

Ich habe definitiv keine Lust, einer Leichenöffnung beizuwohnen, schon gar nicht der von Hawlicek.

»Verzichte«, sage ich. »Es ist Bergers Mordgruppe, die den Fall bearbeiten wird, nicht wahr?«

»Bergers Gruppe ist die diensthabende«, bestätigt Prantl.

»Dann sollte Berger auch bei der Obduktion dabei sein«, sage ich, wohlwissend, dass Berger ein alter Hase ist, was Autopsien betrifft, während ich mich nie daran gewöhnen werde.

Prantl überlegt eine Weile und stimmt schließlich zu. »Einverstanden. Wenn du mir verrätst, was es mit deiner Spürnase in dem Selbstmordfall auf sich hat.«

Ich hätte ahnen können, dass er mich darauf anspricht.

»Vielleicht«, antworte ich, »war es Selbstmord.«

Es ist nicht schwer, in seinem Gesicht zu lesen, dass er diese Antwort erwartet hat.

»Und vielleicht«, ergänzt er, »war es kein Selbstmord. Michael, danke für die Weisheit zum Tag.«

»Das Blatt auf dem Laptop mit dem *STIRB DAFÜR*, das Fehlen eines Abschiedsbriefs, die Lage der Leiche.«

»Das Blatt Papier ist eigenartig, ja, aber es könnte